

Ich erinnere mich dunkel: Peter Handke schlug einmal vor, Schriftsteller sollten eine Uniform tragen, um sich von anderen Leuten abzuheben. Vielleicht dachte er an eine Art Talar. Das hätte auch gepasst; denn noch bis in die letzten Dekaden des zwanzigsten Jahrhunderts bezogen abendländisch-westliche Künstler einen Großteil ihres inneren Selbstbildes aus den Hinterlassenschaften der Religion. Genauer gesagt: Der Künstler sah sich nicht als Handwerker, der sogenannte Kunstwerke herstellt und verkauft und infolgedessen vom Interesse seiner Kundschaft unmittelbar abhängt. Vielmehr verstand er sich als eine Art weltlicher Priester, der, zumindest innerlich befreit von den Usancen des Gewerbes, Botschaften formuliert, die im Wesentlichen allen Menschen gelten, unabhängig davon, ob sie sie hören, lesen, sehen oder gar erwerben.

Diese Botschaften mochten zwar gelegentlich auch unterhaltsam sein, als Dienstleistung am Gemüt ähnlich konsumierbar wie irgendeine Jahrmarktsbelustigung; das aber galt immer nur als Begleiterscheinung. Im Prinzip setzten die Botschaften der Kunst nämlich das Projekt der Aufklärung fort, die sich im achtzehnten Jahrhundert als Zielgeberin des Menschen an die Stelle der Religion gesetzt hatte. Sie verfolgten also eine Absicht, die allgemein und überpersönlich war. Logisch also, dass alle Kunst nicht nur nach Maßgabe ihres ökonomischen Wertes existierte, geschweige denn beurteilt werden durfte. Kunst galt als nicht

konsumierbar. Ein Gedicht war auch unverkauft und sogar ungelesen ein Gedicht, ein Bild ein Bild, eine Symphonie eine Symphonie; sie verfaulten nicht wie ungeerntete Kartoffeln, und sie verrosteten nicht im Regal wie unverkauftes Werkzeug.

Dies immer und immer wieder zu betonen, war eine wichtige, wenngleich furchtbar anstrengende Aufgabe des Künstlers seit dem achtzehnten Jahrhundert. Die Aufklärung hatte das Kunstwerk aus dem Bann des Handwerks geholt, in dem es noch zu Zeiten des Barock befangen war. Doch die in der bürgerlichen Gesellschaft stetig und machtvoll fortschreitende Ökonomisierung aller Lebensbereiche drohte immer schon das Kunstwerk wieder als Ware anzusehen und damit zu partikularisieren und zu nivellieren.

Globaler Philosophie-Server: Ökonomie

Die Antworten der Künstler auf die Vereinnahmung durchs Ökonomische zeugten zugegebenermaßen oft von Schwäche und Hilflosigkeit. Nicht immer aber waren sie ganz erfolglos! So verwahrte sich die Kunst über eine lange Zeit durch einen mal emphatischen, mal taktischen Anschluss an die Politik gegen die ökonomischen Gleichschaltung. „Drum soll der Sänger mit dem König gehen, / sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen“ (Friedrich Schiller). Es kam sogar zu einem langlebigen Junktim zwischen „fortschrittlicher“ Politik und „avantgardistischer“ Literatur, das sich erst gegen

Ende des zwanzigsten Jahrhunderts und mit dem Fall der Ideologien auflöste.

Und damit in die Gegenwart, also in die Krise. Momentan findet die Kunst keinen starken Partner, der sie vor der Ökonomisierung beschützen kann. Denn, nachdem die Menschheit jahrtausendlang von Denkmodellen beherrscht wurde, in denen es um einen Lebenszweck jenseits oder oberhalb der materiellen Einzelexistenz ging, hat sich die Ökonomie selbst zum globalen Philosophie-Server der Gegenwart aufgeschwungen. Verwaist sind heute die gesellschaftlichen Terrains, in denen einmal über das „richtige Leben“ im Allgemeinen und Abstrakten nachgedacht wurde. Vielmehr definiert sich, was geschieht, weitgehend nur noch danach, ob und wie es „sich rechnet“. Kleinster Bestandteil der modernen Gesellschaft ist nicht der Bürger als Gestalter allgemeiner Regeln und Strukturen, sondern der Konsument als Treibstoff einer Ökonomie, die alle Regeln und Strukturen stiftet.

Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass von der allgemeinen Ökonomisierung viele Menschen profitiert haben. Auch Künstler. Wo große und agile Märkte geschaffen werden, da gibt es Gewinner, das ist ein Bestandteil des Systems. Wenn ich eine Champions League organisiere, wird es am Ende mit Sicherheit einen Champion geben. So eröffnet sich denn heute wie nie zuvor in der Geschichte auch für Kunst die Chance, als „erfolgreiche“ Ware oder Dienstleistung weltweit zu reüssieren und ihre Erzeuger zu reichen Leuten zu machen. Es ist daher verständlich, dass die Attraktion groß ist, die ökonomischen Möglichkeiten von Kunst zu erproben. Es ist sogar verständlich, dass der ökonomische Erfolg allmählich alle anderen Vorstellungen vom Erfolg der Kunst in den Schatten stellt. Vom Tellerwäscher zum Millionär, von der Sozialhilfeempfängerin zur Erfolgsautorin – das sind heute

kompatible Vorstellungen vom Gelingen. Dazu trägt sehr bei, dass der ökonomische Erfolg ein enges Verhältnis zu den Maßstäben der Demokratie unterhält.

Massenhafter like/dislike

In der viel berufenen „Abstimmung an der Ladentheke“ fallen nämlich (wenn man denn so will) ästhetisches Qualitätsurteil und demokratische Entscheidungsfindung zusammen. Man könnte das einen Glücksfall der Menschheitsgeschichte nennen: Das Schöne, Gute und Wahre werden endlich eins: nämlich im massenhaften *like/dislike*.

Oder handelt es sich doch um nichts anderes als eine Auslieferung der Kunst an den Kommerz? Immerhin verkehrt sich im starren Blick auf die Quote eine der Grundtendenzen moderner Kunst, nämlich die, gegen den Strom zu schwimmen, in ihr Gegenteil. Wenn es um die Gewinnung (ökonomischer) Mehrheiten geht, wird nicht mehr der Bürger erschreckt, sondern der Konsument geweckt.

Vergessen wir allerdings auch nicht, dass Kunst immer schon schlecht bezahlt wurde und es daher die Tendenz gab, die Armut des Künstlers moralisch zu adeln. Ich bezweifle allerdings, dass es so viel einfacher ist, das Geld gering zu schätzen, wenn man keines hat. Und was stimmt, das stimmt: Geld macht abhängig, vom Diesseits, von der gesellschaftlichen Position, von der Ware *et cetera*. Es verführt zu faulen Kompromissen, es unterbindet Radikalität und die Lust an destruktiver Innovation.

Nun gut. Andererseits muss der Künstler, insoweit er Mensch ist, weiterhin essen, trinken, sich kleiden und wohnen. Und da Konstruktionen einer gewissermaßen absolut mäzenatisch strukturierten Lebenssicherung geistiger Existenz, wie sie das Kloster einmal war, nicht auf die Neuzeit und das Künstlertum zu übertragen sind, kam (und kommt) es in den allermeisten Einzelfällen zu einer ge-

lebten Schizophrenie. Das heißt: Künstler stellten und stellen den Anspruch, sich mit ihrem ökonomiekritischen oder ökonomiefernen Lebensgestus und Lebenswerk immerhin so weit in die ökonomischen Strukturen der Gesellschaft einfügen zu können, dass sie nicht erfrieren oder verhungern müssen. Kurz gesagt: Man beißt die (öffentliche) Hand, die einen (sparsam) füttert.

Dergleichen funktioniert allerdings nur als Folklore, als Brauchtum, das im Dienste einer größeren Idee steht und sich der Hinterfragung tunlichst entzieht. Kunstförderung ist in der bürgerlichen Gesellschaft eine Art Entschuldigungshandlung für den fortschreitenden Austausch philosophischer gegen ökonomische Kategorien. Sobald sich freilich die Generation der „unvoreingenommenen“ Optimierer vom Schlage McKinseys solcher Kunstförderung annehmen, bleibt von diesem Brauchtum wenig übrig. Und auch bei den Künstlern der jüngeren Generation ist das habituelle antiökonomische Bewusstsein längst nicht mehr so ausgeprägt. Mag sein, dass sich der Gestus des Pauperismus und der Priesterschaft (Handke) endgültig verbraucht hat und nur noch lächerlich scheint.

Karaoke als Leitprinzip

Ich halte es aber auch für möglich, dass die momentane Situation durch ein unauffälliges Abwarten (seitens der Kunst) geprägt ist. Nach anderthalb Jahrzehnten, in denen er sich wie die naturgegebene Existenzform des Menschen gerieren konnte, ist der globale Kapitalismus in eine Krise geraten, die er mit sich selbst als praktisch einzigem ernst zu nehmenden Gegner austrägt. Niemand der Führenden oder Wissenden auf der Welt, weder Politiker, Wissenschaftler noch Analysten, ist heute imstande zu sagen, wie genau (und ob) es weitergeht. Derweil verfallen die Geführten und Unwissenden in eine Angststarre oder leben nur noch in der

Sorge um ihre Alterssicherung. An Revolution ist dabei nicht einmal zu denken, fehlt ihr doch jeder erkennbare Gegner: Vor einer Sturmflut kann man sich fürchten, aber man kann nichts dagegen tun; es wäre sogar albern, dagegen zu sein.

Kein Wunder also, sollten Kunst und Künstler derzeit vor allem abwarten, wie das Weltringen des Kapitalismus mit sich selbst ausgehen wird. Ich bin allerdings alles andere als zuversichtlich, dass wir nach einem Ende dieses Gigantenkampfes eine Bewusstseinslage vorfinden werden, die es der Kunst wie zuvor (in einem gewissen Maße) erlaubt, sich vor dem Ökonomischen (und dem ökonomisierten Denken) in Sicherheit zu bringen. Persönlich hege ich heute eher die Befürchtung, dass der Kampf des Kapitalismus mit sich selbst zu einem Dauerzustand werden wird, in dem sich die alten Standpfeiler der Kunst (Aufklärung, Kritik, Selbstbestimmung) allmählich auflösen und in Vergessenheit geraten.

Abschließend ein Beispiel aus der Alltagskultur: Als Moderator von „Wetten, dass..?“ feierte Thomas Gottschalk viele Jahre lang Menschen, die gegen skurrile, aber selbst gestellte Ansprüche antraten. Was sie taten, war nicht Kunst, zehrte aber davon. In „Wetten, dass..?“ erschien das freie und inkompatible Individuum, das sich verwirklichte, mag sein, indem es einen Lastwagen auf vier Biergläser stellte. Jetzt aber ist Gottschalk zu der Castingshow „Das Supertalent“ gewechselt, wo sich Menschen bloß noch anheischig machen, eine Lücke im allgemeinen Unterhaltungsangebot der Massenmedien zu füllen und sich damit finanziell zu sanieren. Von der Freiheit zur Anpassung, vom Ausdruck zum Karaoke als der zeitgenössischen Leitdisziplin.

Ich schließe. Das Geld gering zu achten oder gar zu verachten ist momentan kaum noch Mode. Man wartet. Vielleicht frisst das Kapital sich selbst. Oder es gebiert einen, der wieder mit sich reden lässt.